

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 238 (1959)

Artikel: Die Krähe

Autor: Küng, S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Krähe

Von G. Küng

Im Ruchwald drüben hatten die Krähen ein Nest gebaut, und seitdem das der Luzis Seppli, der zehnjährige, der an der Sand oben daheim war, gejehen hatte, da hockte er jede freie Stunde im Ruchwald und beschauete die Flüge der Alten, beobachtete aufs genaueste ihren Morgenflug, ihre Mittagsrast und ihren Abendzug.

Eine junge Krähe zu bekommen, das war Tag und Nacht sein Sinnens und Trachten, eine Krähe, so wie der Einäugige eine gehalten, der Knecht, den sie einmal gehabt und den der Vater fortgejagt und dem das Tierlein auf Schritt und Tritt gefolgt und nachdem er fort war, keine Nahrung mehr zu sich genommen und freiwillig verhungerte, so wie ein Hund verhungert, der auf dem Grabe seines Herrn liegt. Ja, solch ein treues Getier, so eines hätte der Seppli an der Sand einmal haben mögen, dort an der „Sand“, wo zwölf Kühe im Stalle standen, zwei stattliche Pferde und eine Viehgeiß.

An den Kühen hatte er noch keine Treue erfahren können, an den Rossen auch nicht und an der Viehgeiß nicht. Denn die waren andern Schlages und dies, weil der This, der rohe Knecht, den sie hatten, andern Schlages war.

Das war ein Tyrann und stark wie ein Ochs, das war er. Und weil er ein Tyrann war, so waren die Tiere voll Scheu und verloren die Treue und kannten auch keine Liebe, die wohl bei besserer Behandlung in ihnen erwacht wäre. Da Sepplis Vater, der Luzi, geschäftshalber so viel fort war und sich deshalb des Betriebes wenig annehmen konnte und der Knecht stark war und seine Dienste tat mit Riesenkräften und für drei schaffte, drückte der Vater ein Auge zu und ließ den Knecht gewähren, obwohl er schon wußte, daß der die Peitsche und den Stock mehr brauchte, als ihm, dem Bauer, lieb war. Der Bub mochte den Knecht nicht. Eine Mutter war keine da. Die war bei Sepplis Geburt gestorben. Und die Magd – ja die Magd – die hielt es mit dem Knecht. Da war für den liebeungstragigen Jungen auch nichts zu holen.

Es war an einem wunderbar klaren Maientag. Der Vater war schon mehrere Tage fort. Am Morgen hatte der Seppli an der Ruchwaldwand drüben ein so seltsames Piepen in den Zweigen gehört, dort, wo der Horst lag, und er hatte das seltsame und hastige Hin- und Herfliegen der Alten über den Wipfeln gesehen.

„Jetzt sind die Jungen da. Jetzt gilt's“, sagte er. Der Tag war recht. Die Sonne sandte ihr Gelichte durchs Geäst, und die Schule war frei; am Tage vor Pfingsten.

Die Magd hatte heute auch keine Zeit für ihn. Sie mußte die Stube, die Fenster putzen und die Einkäufe in der Stadt besorgen.

So waren dem Seppli seine Füße frei und seine Hände nicht gebunden. Kaum hatte er sein Morgenessen gelöffelt, so ward er auf dem Hofe nicht mehr gesehen. Der Ruchwald liegt eine gute halbe Stunde weit weg von der Sand.

Barfuß kroch der Seppli durchs Gehölz. War das ein Leben im Walde! In jedem Busche sang es. Ein jeder Zweig sang Lieder, und es rauschten die Wildwasser. Und durch die nahen Wipfel fuhr das Säuseln des Morgenwindes.

Der Bub hörte von alledem nicht einen Laut. Er sah nur die knorrige Weißtanne mit ihren bartigen Ästen und darauf den Horst, wo die Raben hausten – und jetzt – ja, da war es ja wieder zu hören, das seltsame Piepen.

Er kroch, so leise er konnte, mit angehaltenem Atem, über den Moosgang und durch das Steingeröll, das ihn noch trennte von dem Orte, wo seine Geheimnisse lagen. Jetzt hatte er die Tanne erreicht. Er maß sie vom Fuße bis zur schwindligen Höhe, wo der Horst lag. Zuerst überkam ihn ein leises Zittern, als er die Höhe erkannte und das Gewirr der Äste übersah; dann aber fäste er Mut, stülpte die Hemdärmel zurück, erklimmte die ersten knorrigen Äste. Es ging ja so leicht. Von Stufe zu Stufe stieg er, von Ast zu Ast.

Oft hielt er inne, um Atem zu sammeln. Das Piepen in der Höhe war immer lauter, und ängstlicher schien es ihm zu werden, und stärker pochte sein Herz.

Jetzt war er oben. Die jungen Raben flatterten mit halbwüchsigen Schwingen, sperrten ihre Schnäbel auf und schauten verängstigt den Menschen an, der ihre Ruhe im Horste zu stören wagte.

Jetzt ein Greifen nach dem ersten, dem größten, der ihm gerade am nächsten lag. Ein angstvolles Piepen, das dem Knaben durch Mark und Bein fuhr, durchtönte die Wipfel.

Und jetzt ein Rauschen über ihm – ein schwarzer Schatten – ein Gefräuze und Schreien, Toben und Flügelschlagen, als würden tausend Wetter auf einmal über den ganzen Ruchwald herfallen. Die Alten – die Alten!

Seppli wollte zurück, griff nach einem untern Ast, verfehlte ihn und stürzte kopfüber durch das knorrige Gewirr, seitlings, rücklings aufschlagend.

An einem der untersten Äste konnte er sich noch festhalten. Doch brach der morschgewordene Halt, und der Bub lag unten mit blutendem Kopf, mit

verschundenen Gliedern, und mit – gebrochenem Fuße.

„Wo doch der Bub wieder hockt“, schimpfte die Magd als er beim Mittagessen nicht erschienen war.

„Ja, der Bueb“, grollte der Knecht. „Das ist ja gar kein Bueb. Aus dem gibt's unser Lebtag nichts. Derflennt ja, wenn ich dem ‚Schegg' einen Fußtritt gebe und heult, wenn meine Geisel knallt.“

In diesem Augenblick, wie der Knecht das sagte, fuhr ein Auto in den Hof ein. „Der Meister ist da“, sagte die Magd. Beide gingen hinaus.

„Wo ist der Seppli, daß er nicht auch kommt?“ fragte der Sandenbauer.

„Wir wissen es nicht“, gab die Magd zurück. „Er ist heute nicht zum Mittagessen gekommen, und seit dem Morgen haben wir ihn überhaupt nicht gesehen. Dem Sandner kam das sonderbar vor.“

Unterdessen war es Frühabend geworden, und noch war kein Seppli da. Der Bauer war immer unruhiger geworden.

„Ihr werdet doch wissen müssen, wo der Bueb steckt“, sagte er unwirsch zur Magd. „Hat er denn das schon mehr so getrieben, wenn ich fort war?“

„Es ist sonst noch nie vorgekommen“, gab die Magd zurück. „Dann ist etwas los. Dann ist etwas nicht richtig mit dem Buben“, sagte der Bauer.

„Der alte Hobe, der Büscheler, hat mir schon ein paarmal gesagt, ja, so dann, wenn ich etwa meinte, der Bueb sollte auch anfangen zuzugreifen im Hof, der Bueb stecke in letzter Zeit immer im Ruchwald drüben; was er da treibe, das wisse er nicht. Nur letzthin, da habe er ihm etwas erzählt von dem Rabe, den der ‚Einäugige‘ gezogen, den Ihr als Knecht gehabt und wie der Rabe auf eurem Hofe das Fressen versagt habe,“ sprach der Knecht.

„Geh jetzt zum Hobi hinüber und sag', er solle einmal herkommen.“

So sagte der Bauer. Der Knecht ging, und der Hobi kam. Nun gingen der Lizi und der Reiswelenmacher den Buben suchen. Sie fanden ihn und trugen ihn heim. – „Wie stehst's?“ fragte der Sandbauer, als der Doktor sein Haus verließ.

„Die Verletzungen sind nicht gefährlich, die Wunden werden heilen. Junges Blut ist das. Das heilt.“

So sprach der Doktor, und man schlief ruhiger im Hause an der Sand. Nur der Vater wachte.

Als der Seppli aus seinem tiefen Schlaf erwachte, saß der Vater neben ihm am Bette.

„Was hastest denn du auch um Gotteswillen auf dieser Weistanne zu tun?“ fragte der Bauer.

„Weißt, Vater ... Ich wollte ja nur ...“, und der Seppli fing zu weinen an.

„Mußt jetzt nicht weinen, Seppli. Es ist ja jetzt wieder alles gut. Aber was hastest denn du dort drüben im Ruchwald auf jener Weistanne zu tun?“

Seppli hob den Kopf und flüsterte dem Vater ins Ohr: „Ich wollte nur einmal so etwas Treues haben, wie der ‚Einäugige‘ es gehabt ... weißt du, die Krähe ... So ein treues Tier wollte ich mir holen, aus dem Horst von der Weistanne.“

„Du hast doch Tiere genug im Stall. Was brauchst du denn Krähen?“ fuhr der Vater weiter.

„Unsere Tiere sind nicht treu, die Küh nicht, die Pferde nicht und die Viehgeiß nicht“, sagte der Bub. „Ja warum denn nicht?“ lachte der Vater.

„Aber Vater, der This ist so grob, und er gibt ihnen Fußtritte, wo er nur kann, zerbricht Haselstöcke auf ihren Rücken und schlägt sie, daß sie bluten, und der ‚Einäugige‘ war so gut und die ‚Bleß‘ schleckte ihn, wenn er kam und der ‚Falch‘ wischerte, wenn er in den Stall trat, und die Geiß meckerte und streckte fast den Hals aus, um das Salz aus den Händen zu nehmen. Weißt, Vater – und darum war ihm auch die Krähe so treu.“

„Ja, die Krähe“, sagte jetzt auf einmal der Bauer, wurde nachdenklich und saß vor sich hin. Plötzlich stand er auf. „Es muß anders werden“, sagte er und verließ die Kammer. Der ‚Einäugige‘ war ein alter, treuer Arbeiter gewesen. Das war dem Bauer zu wenig in der heutigen Hafterei, wo alles nur ein Irren und Hasten, ein Rennen ist.

Dann hatte er den Riesen eingestellt, der für drei schaffte, aber dabei mit der Schwäbin, der Magd, ganze Nächte hindurch schwelte, dem Bauer die Keller und Kästen leerte und dann die leeren Flaschen in den Bergbach hinunterwarf.

Es stand, benachbart an der großen Heimet der Sand, ein armseliges Häuschen, das Mooshüsle genannt, und darin wohnte ein armer Taglöhner, der Mooshei mit seiner Tochter, der Elsbeth. Die Elsbeth, ja, die war das schönste Mädchen der ganzen Gegend gewesen, hatte Augen wie Sterne, rote Wangen und schönes, volles Haar. Diesem Mädchen hatte der junge Lizi einst Treue versprochen. Er hatte sie geliebt und liebte sie jetzt noch, trotzdem er eine andere geheiratet. Der Welt Auge ist Geld, und der Welt Ohr ist Ruhm, Ehre, der Welt Nase wittert Herkommen und Abkunft.

Zu dieser Elsbeth ging nun der Lizi. Ein Jahr später, an Pfingsten, zerschlug der This an der Sand seine Peitschenstöcke nicht mehr an den Sandtieren, und die Schwäbin, die Magd, saß nicht mehr in ihrem Regimente.

Dafür schaltete und waltete die Elsbeth im Haus und draußen, vor dem Scheunentor, saß ein alter, gebeugter Mann, der nur ein Auge besaß. Ein Bub hockte neben ihm und hielt einen jungen Rabe in der Hand. Er wollte ihn sprechen lehren.

„Treu, treu, treu!“ so sprach der Junge ihm vor. Und der Alte nickte. „Treue lehre ihn, Treue!“